

JAN-HEINER TÜCK · FREIBURG

DURCHBRUCH ZUR WAHRHEIT AN DER SCHWELLE DES TODES

Zu Leo N. Tolstois «Der Tod des Iwan Iljitsch»

Wir leben, also sterben wir. Gut leben heißt gut sterben.¹

Es gibt Erzählungen, die sich in das Gedächtnis ihrer Leser einschreiben. Man vergisst sie nicht wieder. *Der Tod des Iwan Iljitsch* von Tolstoi gehört dazu.² Es ist eine Erzählung, die vom Glanz und Elend eines Menschen handelt, der eine erfolgreiche Juristenkarriere gemacht hat, gesellschaftlich hohes Ansehen genießt und plötzlich von einer bösen Krankheit heimgesucht wird. Nach mehreren Wochen erfolgloser Behandlung gibt es keinen Zweifel mehr: Die Krankheit führt zum Tod, auch wenn die medizinischen Koryphäen diese Wahrheit durch euphemistische Beschwichtigungen kunstvoll verschleiern: Je mehr die Wahrheit vertuscht wird, desto unabweislicher drängt sie sich dem Betroffenen auf. Der Tod steht vor der Tür – und mit ihm einiges andere mehr.

Das Leben des Iwan Iljitsch

Doch wer ist Iwan Iljitsch? Warum sollen wir uns für ihn interessieren? «Die Lebensgeschichte des Iwan Iljitsch ist sehr einfach und sehr gewöhnlich und doch entsetzlich», schreibt Tolstoi. *Gewöhnlich*, denn die Freuden und Leiden des Iwan Iljitsch sind die Freuden und Leiden unzähliger Menschen – nicht nur damals, sondern auch heute und wohl auch morgen. Nicht zufällig hat Stefan Zweig über Tolstois Meisternovelle bemerkt, sie gehöre «ebenso dem neunzehnten wie dem zwanzigsten und dreißigsten Jahrhundert an»³. Zugleich ist die Geschichte des Iwan Iljitsch aber auch *entsetzlich* und gibt gerade von ihrem Ende her zu denken – ein Ende, das

JAN-HEINER TÜCK; Dr. theol., geb. 1967, Studium der Theologie und Germanistik in Tübingen und München. Wissenschaftlicher Assistent an der Theol. Fakultät der Universität Freiburg i.Br., verheiratet und Vater von drei Kindern. Er ist im Redaktionsbeirat dieser Zeitschrift.

ein anderes, erschreckendes Licht auf das gelebte Leben wirft. Skizzieren wir zunächst die Lebensgeschichte des Protagonisten: Iwan Iljitsch Golowin ist der Sohn eines hochgestellten Petersburger Ministerialbeamten. Auf Anweisung seines Vaters besucht er die Rechtsschule, um ebenfalls die Juristenlaufbahn einschlagen zu können. Bereits hier bildet er die Charaktereigenschaften aus, die ihn sein ganzes Leben lang prägen: «ein fähiger, heiterer, gutwilliger und geselliger Mensch, der alles das genau und peinlich erfüllte, was er für seine Pflicht hielt. Und für seine Pflicht hielt er alles das, was Höhergestellte dafür hielten.» (30) Magnetisch zieht es ihn zu den Begünstigten des Lebens. Er imitiert deren Stil, nimmt mit seinesgleichen an diversen Vergnügungen teil, «aber das alles hielt sich so sehr in den Grenzen des guten Tones, dass man es gar nicht schlecht nennen konnte.» (33) *En passant* erwähnt Tolstoi, dass er sich als frisch installierter Beamter für seine Uhrkette eine Medaille mit der Inschrift *Respice finem* anfertigen lässt. Man gibt sich gerne die Aura des humanistisch Gebildeten, aber das *memento mori* hat keinerlei Auswirkungen auf die Gestaltung des Lebens selbst.

Seinen Dienst erfüllt Iwan Iljitsch korrekt und pflichtbewusst. Die Vorgesetzten sind zufrieden, so dass die erwartete Beförderung nicht lange auf sich warten lässt. Als Untersuchungsrichter hat er Zutritt zur vornehmen Gesellschaft und lernt hier – nach verschiedenen flüchtigen Liebschaften – seine Frau kennen, Praskowja Fjodorowna Michel, «das anziehendste, klügste, glänzendste Mädchen in dem Kreise, in dem Iwan Iljitsch verkehrte.» (37) Für den Entschluss zur Heirat sind allerdings weniger echte Gefühle ausschlaggebend als eine gewisse Lebenshaltung, die Tolstoi folgendermaßen kennzeichnet: «Wer behaupten wollte, Iwan Iljitsch habe darum geheiratet, weil er sich in seine Braut verliebt und bei ihr Verständnis für seine Lebensanschauungen gefunden hätte, würde sich ebenso irren wie der, welcher behaupten wollte, Iwan Iljitsch habe nur darum geheiratet, weil sein Kreis diese Partie billigte. Iwan Iljitsch heiratete unter zwei Vorstellungen: indem er diese Frau nahm, tat er das, was ihm angenehm war, und er tat damit zugleich etwas, das die Höhergestellten für richtig hielten.» (39) Halten wir fest: Annehmlichkeit und Übereinstimmung mit der Meinung der Höhergestellten sind die Maximen, nach denen Iwan Iljitsch selbst dort verfährt, wo es um sein Eigenstes geht.

Unglücklicherweise zeichnet sich schon bald ab, dass die Ehe nicht nur Komfort bringt, sondern auch Beschwerlichkeiten bereit hält. Sobald er nicht im Dienst ist, verlangt Praskowja Fjodorowna seine Gegenwart, sie ist eifersüchtig und launisch, macht ihm Szenen und ist nur schwer zu ertragen. Auch die Kinder, die kommen (einige von ihnen sterben, was Iwan Iljitsch nicht wirklich betrifft), ändern nur wenig daran. Das Verhältnis zwischen beiden ist zunehmend gespannt: «Es blieben ihnen nur noch die seltenen Perioden der Verliebtheit, die plötzlich über die Gatten kamen,

doch die dauerten nicht lange. Sie glichen Inseln, auf welchen sie sich für eine Zeit niederließen, aber sehr bald stießen sie wieder hinaus ins Meer heimlicher Feindschaft.» (44)

Um sich die Heiterkeit des Lebens nicht nehmen zu lassen, weicht Iwan Iljitsch dem Eheleben in den Dienst aus. Dieser wird zum Schwerpunkt seiner Existenz. Es gibt Sitzungen, die vorbereitet sein wollen, Bittsteller, die zu empfangen sind, abendliche Verpflichtungen und gesellschaftliche Anlässe, bei denen er nicht fehlen darf. «Die Hauptsache war, dass Iwan Iljitsch den Dienst hatte [...]. Das Bewusstsein seiner Macht, die Möglichkeit, jeden Menschen zu vernichten, den er vernichten wollte, sein würdevolles Gebaren auch in Äußerlichkeiten, auf dem Wege ins Gerichtsgebäude, bei der Begegnung mit Untergebenen, sein Erfolg bei Vorgesetzten und Untergebenen und hauptsächlich die Meisterschaft, mit der er seiner Meinung nach einen Prozess führte – alles das machte ihm Freude und erfüllte zusammen mit Festen, Dinern und Whistpartien durchaus sein Leben.» (45) Nachdem es eine Zeitlang so aussieht, als sei er in eine berufliche Sackgasse geraten, wird er unversehens mit einem bedeutenden Posten am Gerichtshof in Petersburg betraut. Beziehungen! Für kurze Zeit verschwinden mit der unerwarteten Beförderung und der bedeutend angestiegenen Besoldung auch die ehelichen Dissonanzen. Beide, Praxowja Fjodorowna und Iwan Iljitsch, sind froh, dass sie in Petersburg das lang ersehnte *Entrebillet* zu den höheren Kreisen bekommen. Man ist endlich wer und muss dies entsprechend inszenieren. So kümmert man sich um das Interieur der neuen Wohnung, welche die Insignien des neu errungenen Wohlstands aufweisen soll. Nichts wird dem Zufall überlassen: Der Salon bedarf der Eleganz, die Empfangshalle muss Stil haben, selbst um die Details kümmert sich Iwan Iljitsch höchstpersönlich. «Einmal stieg er sogar auf eine Leiter, um dem Tapezierer, der ihn nicht verstand, zu zeigen, wie er die Drapierung haben wollte, glitt dabei aus und fiel; doch kräftig und geschickt, wie er war, gelang es ihm noch, sich zu halten, und er schlug nur mit der Seite an einen Fenstergriff. Es tat weh, doch der Schmerz verging bald.» (53) Dennoch wird dieser Fall Folgen haben.

Eine Zeitlang verläuft das Leben glänzend. Nichts beeinträchtigt die heitere Bequemlichkeit. Alles ist *comme il faut*. Allerdings versäumt Tolstoi nicht anzumerken, dass Iwan Iljitsch sehr genau zwischen dienstlichen und menschlichen Angelegenheiten unterscheidet. Hier lässt er die persönliche Anteilnahme außen vor, verhält sich objektiv den gesetzlichen Vorgaben entsprechend; dort tut er alles, lässt Beziehungen spielen, um zu helfen, ist liebenswürdig und zuvorkommend. Beides tut er mit einer gewissen Virtuosität und beobachtet dabei doch immer die «Höflichkeit, dieses Surrogat wahrer menschlicher Beziehungen.» (57) Mit der Stellung eines hohen Ministerialbeamten scheint er am Ziel seiner Träume angelangt zu sein.

Das Sterben des Iwan Iljitsch

Doch dann kommt etwas dazwischen. Eines Tages hat Iwan Iljitsch einen merkwürdigen Geschmack im Mund und verspürt einen drückenden Schmerz in der linken Magengegend. Der Schmerz wird stärker, er bringt die wohltemperierte Gemütsverfassung des gerade erst Fünfundvierzigjährigen aus dem Lot. Die Krankheit vergiftet zunehmend sein Leben und das der anderen, die um ihn sind. Da ist zunächst die *Familie*. Seiner Frau Praskowja Fjodorowna fällt die Gegenwart des Leidenden immer mehr zur Last. Die Griesgrämigkeit des Mannes stört die Behaglichkeit ihres Lebens. Die häufiger werdenden launischen Ausfälle nimmt sie hin und bucht sie auf das Konto seiner Krankheit, bemitleidet sich dabei aber vor allem selbst. «Und je eifriger sie sich selbst bedauerte, um so mehr hasste sie ihren Mann. Sie wünschte, dass er sterbe; doch eigentlich durfte sie das nicht wünschen, denn nach seinem Tod bekam sie ja kein Gehalt mehr und das brachte sie noch mehr gegen ihn auf.» (64) Da sind sodann die *Ärzte*, die ihm nicht wirklich helfen können. Die aufgeblasene Rhetorik der einbestellten Kapazitäten, die eine medizinische Untersuchung nach der anderen ansetzen, ohne ihrem Patienten klar zu sagen, woran er ist, erinnert Iwan Iljitsch an seine eigene Tätigkeit bei Gericht. Dennoch ist er abhängig von ihren Diagnosen und beachtet peinlich genau ihre Weisungen, als hänge daran seine letzte Hoffnung; gleichwohl muss er mit der durchschlagenden Wirkungslosigkeit ihrer Rezepte leben – um nicht zu sagen – sterben lernen. Da sind schließlich die *Kollegen* am Gericht, die über die Hypochondrie des Iwan Iljitsch spötteln, die unbeschwerte Geselligkeit beim abendlichen Whistspiel durch die Anwesenheit des Leidenden beeinträchtigt sehen und bald schon hinter vorgehaltener Hand darüber spekulieren, wer wohl den hochdotierten Posten beerben könne. Eingebettet in diese Verhältnisse kommt Iwan Iljitsch «zu Bewusstsein, dass sein Leben für ihn vergiftet sei, dass er das Leben anderer vergifte und dass dieses Gift nicht seine Kraft verliere, sondern mehr und mehr sein ganzes Wesen durchdringe [...]. Und so muss er am Rande des Grabes leben, allein, ohne einen einzigen Menschen, der ihn versteht und Mitleid mit ihm hat.» (77)

Durch die Krankheit wird er aus der alltäglichen Kommunikation herausgerissen. Er stört, und die anderen lassen ihn spüren, dass er stört. Noch entsetzlicher als der physische Schmerz ist für Iwan Iljitsch, dass niemand an ihn denkt, dass keiner ihn bemitleidet, dass das Leben ohne ihn genauso weitergeht, als sei nichts geschehen. Seine Kollegen, seine Freunde – wo sind sie? Wer hätte wirklich Verständnis für seine Lage? Wo ist einer, der ihm helfen könnte? Selbst seine Frau greift zu abgenutzten Floskeln, um sich auf Distanz zu halten. Sein Geschmack im Mund aber wird immer widerwärtiger; der Schmerz in der linken Seite immer stechender, die

Grübeleien über die Ursachen der Krankheit lassen sich nicht mehr abstellen. Eines Abends kann er sich seinen Zustand nicht mehr verhehlen: «Der Blinddarm! Die Niere!» sagte er zu sich. «Es handelt sich weder um die Niere noch den Blinddarm, sondern um Leben und ... Tod. Ja, das Leben war da und verlässt mich, und ich kann es nicht halten. Warum betrüge ich mich? Sehen es nicht alle außer mir, dass ich ein Sterbender bin?» Die nackte, kalte Angst treibt nie gekannte Fragen hervor: «Ich werde nicht mehr sein, was wird aber dann sein? Nichts wird sein. Wo werde ich denn sein, wenn ich nicht mehr sein werde? Ist das der Tod? Nein, ich will nicht sterben. ...» (83) Die Frage drängt sich auf: *wofür habe ich gelebt?* Als Iwan Iljitsch, von solchen Fragen geplagt, nachts allein durch die Wohnung ging, trat er «in den Salon, den er eingerichtet hatte, in das Zimmer, in dem er gefallen war, für dessen Einrichtung er – es kam ihm zugleich bitter und lächerlich vor, daran zu denken – *sein Leben geopfert* hatte, denn er wusste jetzt, dass seine Krankheit von jenem Fall herrührte.» (91, Hervorhebung JHT)

Im letzten Stadium seiner Krankheit ist Iwan Iljitsch an sein Bett gefesselt. Nur eine Gestalt verschafft ihm Linderung der Schmerzen, sein Diener Gerasim. Ohne viel zu reden, hat er längst gesehen, dass es hier um Leben und Tod geht. Anders als Praskowja Fjodorowna, die die euphemistischen Floskeln der Mediziner für bare Münze nimmt und sich vor allem selbst bemitleidet, dass sie einen solchen Mann ertragen muss, erkennt Gerasim das Elend seines Herrn, hilft, wo er helfen kann, und wacht Nächte lang an seinem Bett. Allein die Anwesenheit Gerasims, der einfacher, bäuerlicher Herkunft ist, tut Iwan Iljitsch gut. Vor ihm braucht er nichts zu verbergen, kann er sich zeigen wie ein armes, hilfsbedürftiges Kind: «Die Hauptqual für Iwan Iljitsch lag in der Lüge, in der von allen anerkannten Lüge, dass er nur krank und nicht ein Sterbender sei, dass er sich nur ruhig verhalten und die Medizin nehmen solle und alles dann wieder gut werde.» (99) Das Netz der Lüge, das sein Sterbebett umgibt und das er selbst nicht zu zerreißen vermag, ist ihm unerträglich. Er hasst das geheuchelte Interesse an seiner Krankheit, muss aber selbst auch merken, dass er an die beschwichtigenden Worte der Ärzte immer wieder Hoffnung knüpft. Dabei klammern sich die Kapazitäten an routinierte Handlungsmuster, um ihre eigene Hilflosigkeit zu kaschieren, sie fühlen den Puls, messen die Temperatur, klopfen den Moribunden ab und machen Miene, als sei alles in bester Ordnung.

Der nahende Tod verändert den Blick auf sein Leben. Die Annehmlichkeiten, die Reputation im Beruf, die gesellschaftliche Stellung, das Gehalt, das alles erscheint ihm auf einmal hohl und falsch. Eines Nachts bricht die Einsicht durch: «Es ist, als wäre ich einen Berg hinuntergegangen und hätte mir eingebildet, ich ginge ihn hinauf. So war es auch. In der Meinung der

Gesellschaft ging ich den Berg hinauf, und gerade unter mir weg floh das Leben. Jetzt bin ich zu Ende» (121)⁴. Ihm dämmert, dass er nicht so gelebt hat, wie er hätte leben sollen, obwohl doch alles so aussah, als sei es ein glänzendes Leben gewesen. Aber immer wieder weist er den Gedanken von der Falschheit und inneren Erbärmlichkeit seines Lebens zurück. Er ist ihm unerträglich. Sein ganzes Leben steht ihm verdichtet vor Augen. Nur die von Lüge ungetrübte Kindheit hat Bestand, dann kommen schon bald Verfälschungen, Bedenken der inneren Stimme, die er überspielt und betäubt hat, weil es alle so machten. «Damals in der Kindheit, da war noch etwas wirklich Angenehmes, mit dem man leben könnte, wenn es wiederkehren wollte! Aber der Mensch, der dieses Angenehme erfahren hatte, der war nicht mehr. Es war gleichsam die Erinnerung an einen anderen Menschen.» (119) Der Verlust der inneren Kindheit wird ihm schmerzlich bewusst, doch der Weg zurück dahin scheint versperrt, er hat die Weichen seines Lebens falsch gestellt.⁵

Iwan Iljitsch beichtet und kommuniziert. Das schafft ihm für einen Augenblick Erleichterung. Der Vorschlag seiner Frau, zum letzten Mittel zu greifen und sich operieren zu lassen, ruft in ihm Widerwillen hervor: «Ihre Kleidung, ihre Haltung, der Gesichtsausdruck, der Klang ihrer Stimme, alles das sagte ihm nur eines: «Das ist es nicht. Alles wovon du gelebt hast und lebst, ist Lüge, ist Betrug und verdeckt dir Leben und Tod.» Und sowie ihm dieser Gedanke kam, stieg in ihm der Hass auf und zugleich mit dem Hass der körperliche Schmerz und mit diesem das Bewusstsein des unvermeidlichen nahen Endes.» (132) Der Rest seines Lebens ist – nach außen – ein ohrenbetäubender, drei Tage anhaltender Schrei. Die innere Dramatik dieser finalen Frist besteht darin, dass er hier jeden Versuch, sein Leben doch noch als gelungen zu rechtfertigen, fahren lassen muss. Erst in dem Augenblick, wo er loslässt, geschieht der folgenreiche Durchbruch zum Licht. Die Szene lautet bei Tolstoi: «In diesen drei Tagen warf er sich in jenem schwarzen Sack herum, in den ihn eine unsichtbare, unüberwindliche Kraft hineinstieß. Er schlug um sich, wie ein zum Tode Verurteilter in den Händen des Scharfrichters sich wehrt, und doch *wusste er, dass er nicht zu retten sei* [...]. Er fühlte, dass die Pein sowohl darin lag, dass er in dieses schwarze Loch hineingestoßen wurde, und noch mehr darin, dass er nicht hineinkam. *Denn daran hinderte ihn noch der Gedanke, dass sein Leben gut war.* Diese Rechtfertigung seines Lebens hielt ihn noch fest und ließ ihn nicht weiter und quälte ihn mehr denn alles andere. Plötzlich stieß ihn *irgendeine geheimnisvolle Kraft* in die Brust, in die Seite, benahm ihm noch mehr den Atem. Er drang in das Loch hinein, und dort am Ende des Loches leuchtete etwas auf. Ihm ging es so, wie es einem in der Eisenbahn geht: man glaubt vorwärts zu fahren und fährt rückwärts, und dann plötzlich weiß man die Richtung. «Ja, es war alles nichts», sagte er zu sich, «doch das

hat nichts zu bedeuten. *Aus dem Nichts kann ein Etwas werden.* Wie soll aber dieses Etwas sein?» fragte er sich und wurde plötzlich still.» (133f.) In diesem Augenblick drückte sein Sohn die Hand des Sterbenden an seine Lippen und weinte. Iwan Iljitsch fühlte dies und öffnete seine Augen. Er sah seinen Sohn, und dieser tat ihm leid. Er sah seine Frau, und auch diese tat ihm leid. Er will noch um Verzeihung bitten, findet aber die Kraft nicht, da weicht plötzlich der Schmerz von ihm. «Und der Tod? Wo ist der Tod?» Und er suchte seine frühere Todesangst und fand sie nicht. [...]. «Das ist es also!» sagte er laut. «Welche Freude!» Für ihn vollzog sich das alles in einem Augenblick. *Und die Bedeutung dieses Augenblicks wechselte nicht mehr.* [...] «Es ist zu Ende», sagte jemand über ihm. Er hörte diese Worte und wiederholte sie in seiner Seele. «Der Tod ist zu Ende», sagte er sich, «er ist nicht mehr.» (136f.; Hervorhebung JHT)

*Durchbruch der Wahrheit an der Schwelle des Todes.
Abschließende Beobachtungen*

Wollte man diese eindrucksvolle Erzählung ausführlich kommentieren, müsste man wohl zunächst ihren Anlass und ihre Genese rekonstruieren und sie dann – um ihre Eigenart zu erheben – mit anderen literarischen Zeugnissen einer *ars moriendi narrativa* in Tolstois umfangreichem Werk vergleichen.⁶ Man müsste auf die raffinierte Komposition der Erzählung hinweisen – Tolstoi beginnt mit der Reaktion der Kollegen und Verwandten auf den Tod des Iwan Iljitsch und setzt damit den Epilog an den Anfang; müsste weiter bei einer ausführlichen Deutung die autobiographischen Hintergründe ausleuchten, auf die Stefan Zweig in mehreren Essays hingewiesen hat⁷, müsste schließlich auf die im 19. Jahrhundert einsetzende Maskierung des Todes und das Lügengewebe im Umkreis des Sterbenden eingehen⁸; auf die Martin Heidegger in *Sein und Zeit* philosophisch reagiert hat.⁹ All dies soll und kann hier nicht geschehen; statt dessen seien abschließend einige fragmentarische Hinweise gegeben, welche die Aufmerksamkeit auf die theologische Dimension der Erzählung hinlenken.

Die im Anschluss an Karl Rahner vielfach vertretene These, dass der Tod eine Tat der Freiheit und damit eine «personale Selbstvollendung» des Menschen sei, wird durch die Erzählung Tolstois zugleich erschüttert und bestätigt. Erschüttert wird sie, weil Krankheit und Tod über Iwan Iljitsch unvermutet hereinbrechen; er kann nicht in Freiheit über sie verfügen, vielmehr verfügen sie über ihn. Die radikale Ohnmacht des Sterbenden, der vorzeitige Abbruch seines Lebens lassen eine idealistische Verklärung des Todes fragwürdig erscheinen. Der Tod wird hier nicht von einem souveränen Subjekt gemeistert, sondern passiv erlitten.¹⁰ Allerdings wird die These, dass sich mit dem Tod die Vollendung der menschlichen Freiheitsgeschichte

ereignet, doch auch auf eigenartige Weise bestätigt. Iwan Iljitsch muss nämlich die ungeschönte Bilanz seines Lebens ratifizieren, er *muss* – so paradox es klingen mag – *in Freiheit* anerkennen, was er zu Lebzeiten nie anerkannt hätte, dass nämlich sein Leben auf Selbstbetrug und Lüge gebaut war. Und erst mit der Anerkennung dieser Lüge kann er in Frieden sterben.

In der Aufrichtung dieser Wahrheit aber liegt das Gericht über sein Leben, und man kann die theologische Pointe der Tolstoischen Novelle durchaus darin sehen, dass hier das Gericht in den Sterbeprozess selbst hineinverlegt wird. Der Prozess ist für den Sterbenden – über das physische Leiden hinaus – dadurch *entsetzlich*, dass er der ungeschminkten Wahrheit seines Lebens rückhaltlos ausgesetzt wird. Statt der inneren Stimme gefolgt und seinen *eigenen* Weg gegangen zu sein, hat er gedacht, was *man* denkt, und getan, was *man* tut. Er hat den Kompass seines Lebens aus der Hand gegeben und ist dem *mainstream* der sogenannten besseren Gesellschaft nachgelaufen. Gewisse Affären konnten so als Kavaliersdelikte verharmlost werden. Zugleich liegt im Sterbeprozess aber auch etwas Befreiendes, denn mit der Aufdeckung der Fraglichkeit seiner Existenz erfolgt der Durchbruch zur Wahrheit. Erst am anderen Ende des Lochs scheint – um Tolstois Metapher aufzugreifen – Licht auf.¹¹

Was die Erzählstrategie betrifft, so ist es signifikant, dass nirgendwo ausdrücklich von einem göttlichen Richter die Rede ist, als habe der russische Dichter bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert das Diktum Gottfried Benns gekannt, wonach «Gott» ein schlechtes Stilprinzip ist. Nur einmal spricht er in kalkulierter Unschärfe von «irgendeiner geheimnisvollen Kraft», die Iwan Iljitsch die unerträgliche Bilanz seines Lebens anerkennen hilft, dass «alles nichts» war. Natürlich stellt schon ganz allgemein der Versuch, die andere Seite des Todes darzustellen, einen Schriftsteller vor nicht geringe Schwierigkeiten. Aber die literarische Aussparung einer transzendenten Instanz, vor der man sich persönlich zu verantworten hätte, entspricht bei Tolstoi doch auch seiner praktisch-humanistischen Auffassung vom Christentum, die das Reich Gottes auf Erden errichten wollte, ohne sich auf einen Jenseitsglauben zu stützen.¹² Mit seiner Aversion gegen jede Art von Jenseitsvertröstung – die ihm übrigens ebenso die Wertschätzung Lenins¹³ wie die Exkommunikation durch die russisch-orthodoxe Kirche eingetragen hat¹⁴ – dürfte es zusammenhängen, dass im *Tod des Iwan Iljitsch* ausdrückliche Akte einer richterlichen Urteilsverkündung oder gar Strafverhängung fehlen. Man geht wohl kaum fehl in der Annahme, dass mit dem Gericht auch Urteil und Strafe in den Sterbeprozess selbst hineingezogen werden. Denn was ist die unabweisbare Einsicht in die Nichtigkeit des eigenen Lebens anderes als das Urteil, das der Sterbende angesichts des nahenden Todes anzuerkennen hat, und was der quälende Schmerz über diese Einsicht anderes als eine Art Strafe?

Zuletzt aber erfolgt überraschend die Peripetie: Indem Iwan Iljitsch die Hölle der eigenen Selbsterkenntnis durchschreitet, indem er die Erbärmlichkeit seines nach außen erfolgreichen Lebens bis auf den tiefsten Grund auskostet, wird ihm völlig unerwartet der Zugang zu neuem Leben eröffnet. Aus dem *Nichts* seines Lebens kann, wie Tolstoi – vielleicht in Anlehnung an Röm 4, 17 – formuliert, doch noch *Etwas* werden. Dieses Etwas wird in den letzten Augenblicken seines Lebens greifbar. In dem Moment, wo Iwan Iljitsch fühlt, dass jemand seine Hand küsst, braucht er sich nicht mehr an sich selbst zu klammern, muss er die anderen nicht mehr hassen, weil sie ihm die gewünschte Aufmerksamkeit verweigern. Statt das Uneinforderbare vorwurfsvoll einzufordern, kann er es selbst den anderen geben: Mitleid und Liebe. Mit einem Schlag ist der Hass verschwunden, und es vollzieht sich der Eintritt in die Freude, welche die Sprache allenfalls andeuten, nie aber angemessen in Worte fassen kann. Ob diese Freude mit dem Tod erlischt oder unvergänglich ist, bleibt bei Tolstoi in der Schweben. Überflüssig zu bemerken, dass die Hoffnung des Glaubens hier weiter reicht ...

ANMERKUNGEN

¹ Leo N. TOLSTOI, *Tagebücher: 1847-1910*. Aus dem Russischen von Günter Dalitz, München 1979, 274 (Eintrag vom 1. Januar 1883).

² Leo N. TOLSTOI, *Der Tod des Iwan Iljitsch*. Aus dem Russischen von Rudolf Kassner, Frankfurt am Main 2002. Die Erzählung ist 1886 erstmals veröffentlicht worden und wird dem Spätwerk Tolstois zugerechnet. (Zitate werden im Folgenden mit Seitenzahlen in Klammern angegeben.)

³ Stefan ZWEIF, *Tolstoi*, in: DERS., *Baumeister der Welt*, Frankfurt/M. 1965, 501-603, hier 524. Wieder abgedruckt in: DERS., *Drei Dichter ihres Lebens. Casanova – Stendhal – Tolstoi*, Frankfurt/M. 1984, 218.

⁴ Vgl. auch: «Alles würde mir klar, wenn ich eingestünde, dass ich nicht so gelebt habe, wie ich hätte leben sollen, aber das kann ich unmöglich zugeben», sagte er zu sich, indem er an die Korrektheit, an die Ordnung und an die Anständigkeit seines Lebens dachte» (126) und: «Ihm kam der Gedanke, dass das, was ihm bisher als vollkommen unmöglich erschienen war: er hätte so gelebt, wie er nicht hätte leben sollen – dass das die Wahrheit sei» (129).

⁵ Das Thema *Kindheit – Tod* ist literarisch oft verarbeitet worden, besonders eindrucksvoll in Anton TSCHECHOWs später Erzählung *Der Bischof* (1902), welche den Sterbeprozess ihres Protagonisten auf subtile Weise mit der liturgischen Dramaturgie der Karwoche verknüpft. Ein Bischof, bereits von Erkältung und leichtem Fieber angeschlagen, begegnet während der Vorabendmesse zu Palmsonntag unverhofft seiner Mutter, die er neun Jahre nicht gesehen hat. Die Mutter besucht ihn tags darauf, büßt aber in seiner Gegenwart ihre frühere Unbefangenheit ein und antwortet lediglich schüchtern und leise auf die Fragen der «Eminenz». Der ohnehin geschwächte Bischof muss mit einem Anflug von Traurigkeit und Ärger feststellen, dass seine Mutter sich mit seinem Diener einfach und natürlich austauscht. Dabei geht ihm auf, dass sich nahezu alle in seiner Gegenwart voller ängstlicher Ehrerbietung gerieren, die wenigsten offen sagen, was sie bewegt. Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich, je weiter die Karwoche vorrückt. Während er die Nächte schlaflos im Bett verbringt, lässt er sein ganzes Leben Revue passieren und sehnt sich nach der

früheren Einfachheit und mütterlichen Nähe. Als seine Kräfte durch Darmblutung rapide abnehmen, betritt die Mutter das Zimmer des Sterbenden, sieht ihren Sohn mit «dem zusammengeschrumpften Gesicht und den großen Augen» und vergisst, dass er Bischof ist. In den letzten Augenblicken seines Lebens kümmert sie sich wieder um ihn wie um ihr Kind – und behält ihm, wie Tschchow abschließend anmerkt, ein lebendiges Andenken.

⁶ Vgl. die geraffte Synopse bei Käte HAMBURGER, *Tolstoi. Gestalt und Probleme*, Göttingen 1963, 62–73, sowie die ausführlichere Darstellung bei Bernhard SILL, *Ethos und Thanatos. Zur Kunst des guten Sterbens bei Matthias Claudius, Leo Nikolajewitsch Tolstoi, Rainer Maria Rilke, Max Frisch und Simone de Beauvoir*, Regensburg 1999, 55–120, der auf die Erzählungen «Drei Tode», «Der Tod des Iwan Iljitsch», «Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen» und «Herr und Knecht» näher eingeht und ebenfalls auf bemerkenswerte Passagen aus «Krieg und Frieden» hinweist.

⁷ Vgl. Stefan ZWEIG, *Die Flucht zu Gott*, in: DERS., *Sternstunden der Menschheit. Zwölf historische Miniaturen*, Frankfurt/M. 1983, 179–218; DERS., *Tolstoi als religiöser und sozialer Denker*, in: DERS., *Die Monotonisierung der Welt. Aufsätze und Vorträge*, Frankfurt/M. 1976, 153–173; DERS., *Drei Dichter ihres Lebens. Casanova – Stendhal – Tolstoi*, Frankfurt M. 1984. Vgl. auch Thomas MANN, *Goethe und Tolstoi. Zum Problem der Humanität*, Berlin 1932.

⁸ Vgl. Philippe ARIÈS, *Geschichte des Todes*. Aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen und Una Pfau, München 1980, 720–726, der den Beginn der Medikalisierung sowie das Umschlagreifen der Lüge im ausgehenden 19. Jahrhundert am Beispiel von Tolstois *Der Tod des Iwan Iljitsch* erläutert.

⁹ Martin HEIDEGGER, *Sein und Zeit* (Gesamtausgabe, Bd. 2), Frankfurt/M. 1977, 337.

¹⁰ Auch Karl RAHNER hat indes immer beide Aspekte des Todes hervorgehoben, sowohl den äußeren, medizinisch feststellbaren Exitus des Lebens als auch die innere Tat der Person, die den Tod gleichsam zu vollbringen hat. Vgl. DERS., Art. *Tod*, IV. *Theologisch*, in: LThK² 10 (1965) 221–226, hier 224: «Der Tod des Menschen ist daher ein passiv hingenommenes Widerfahrnis, dem der Mensch als Person machtlos und äußerlich gegenübersteht, aber ist auch und wesentlich die personale Selbstvollendung [sic!], der «eigene Tod», eine Tat des Menschen von innen, wohlverstanden der Tod selbst, nicht bloß eine äußerliche Stellungnahme des Menschen.» Von einer personalen Selbstvollendung kann allerdings in Tolstois Erzählung nicht die Rede sein, da Iwan Iljitsch erst durch die Hilfe einer «geheimnisvollen Kraft» (133) anerkennen kann, dass sein Leben gescheitert ist. Die Anerkennung dieses Scheiterns aber ist die Voraussetzung für ein Sterben in Frieden. Zur Kritik an Rahners Theologie des Todes vgl. Helmut HOPING, *Die Negativität des Todes. Zur philosophisch-theologischen Kritik der Vorstellung vom natürlichen Tod*, in: *Theologie und Glaube* 86 (1996) 296–312.

¹¹ Eine Inversion dieser Todesmetaphorik (Tunnel – Licht) findet sich in der Schlusszene von Christoph PETERS' Roman: *Das Tuch aus Nacht*, München 2003. Auch hier verdichtet sich das Leben des Protagonisten wie in einem Brennspiegel, Bildfolgen vergangener Episoden flackern im Bewusstsein noch einmal auf. Dann bestimmt «ein sanfter Sog, eine allmähliche Engführung der Fluchtlinien» das Erleben. Von einem «offenen Durchgang», einem «Tunnel» ist die Rede, an dessen Ende sich ein «schlanker, scharfkantiger Spalt» öffnet, der aber nicht ins Helle, sondern ins Dunkle einmündet. «Das Schwarz dahinter ist schön. Sonst nichts.» So die bezeichnenden, letzten Worte des Romans. (317)

¹² Vgl. zur «Theologie» Tolstois die aufschlussreiche Darstellung von Gorge STEINER, *Tolstoj oder Dostojewskij. Analyse des abendländischen Romans*. Aus dem Englischen von Jutta und Theodor Knust, München–Zürich 1990, 225–241.

¹³ Wladimir I. LENIN, *Leo Tolstoi als Spiegel der russischen Revolution: 7 Aufsätze über den russischen Schriftsteller und seine Zeit*, Berlin 1985.

¹⁴ Vgl. Norbert P. FRANZ, Art. *Tolstoj*, in: LThK³ 10 (2001) 102. George STEINER vermerkt, dass Tolstoi «in der ersten nicht-kirchlichen Beerdigung, die es je in Russland gab», zu Grab getragen wurde (*Tolstoj oder Dostojewskij*, 311).